

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 4 (1900-1901)  
**Heft:** 11

**Artikel:** Die Sühne [Schluss]  
**Autor:** Porret, J.P.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-666318>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 14.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

lust feierten. Nachmittags hatten sie zu Hause gewiß den üblichen Pfingstausflug gemacht. Abends gab's Bratwürste und grünen Salat und Kartoffel-purée. Nach dem Essen las man noch ein schönes Buch, oder es kamen Freunde zu einem Plauderstündchen und man spielte lustige Gesellschafts- und Pfänderspiele, und die Lampe brannte traulich, und das Zimmer roch nach Pfingstmaien und Flieder, und alles war Fest und Friede und Freude!

Wenn man aber jung, gesund und leidlich müde ist, so hält einen auch das schönste, wehmütvollste Schweizer-Heimweh und das unbequemste „Schweine stall-Logis“ nicht vom Schlafen ab; drum Brüderchen, ergo Sel dah xaide (= Gute Nacht) — und die Fortsetzung folgt ein anderes Mal.

---

## Die Sühne.

Erzählung von J. P. Porret, Lausanne.

(Schluß.)

Endlich kam der Richter, mich zu erlösen.

Wir stiegen zwei Treppen empor; dann öffnete sich eine Türe. Es war ein kleines, von einer Kerze schwach erhelltes Gemach; grau tapezirte Wände, zwei Sessel, ein Bett. Schweigend bewegten sich mehrere Personen im Zimmer auf und ab. Der Richter wandte sich mit lauter Stimme an einen im Bett Liegenden, den ich nicht sehen konnte: „Sie sagten mir, daß Sie Ihren Angreifer wieder zu erkennen vermöchten. Nun denn, sehen Sie, da ist er.“ Nun stieß mich der Gendarm barsch vorwärts und ich erblickte etwas Schreckliches.

Battisto lebte. Er schaute mich an.

Auf dem weißen Kissen ruhte sein bleiches, leichenhaftes, erdfarbenes, runzliges Antlitz mit blutlosen Lippen. Große Striemen durchfurchten sein einst so schönes Gesicht, das von der Herbstbrise und der Julisonne braungebrannt, nun ein sonderbares Farbengemisch zeigte. Der nachtschwarze Schnurrbart hing herab und aus den tiefen Augenhöhlen, die zwei furchtbare Löcher zu sein schienen, starrten mich zwei schreckliche Augensterne an.

Das alles sah ich während sekundenlanger Dauer, und als der Richter fragte: „Sie erkennen ihn, nicht wahr? Er ist's?“ da las ich in den entsetzlichen Augen, diesen starren Augen, daß er mich erkannte. . . . Oh, wie las ich das unerbitterliche Urteil in seinen Augen! . . . Ohne die Antwort abzuwarten, wollte ich, des Richterspruchs gewiß,

schreien, gestehen, Verzeihung erflehen, als gebe es Vergebung für den diebischen, den meuchelmörderischen Freund; allein meine Lippen wollten sich nicht öffnen; meine Zähne klapperten, die Kniee bogen sich, ich fühlte mich dem Tode nahe und sank, die Fäuste ins Bettuch krampfend, am Fuß seines Lagers nieder. Im Fallen hörte ich indes eine ferne, schwache, traurige, aber deutliche Stimme sagen:

„Nein, mein Herr, der ist's nicht!“

„Hören Sie, mein Freund“, rief der Richter, „Sie haben ihn nicht betrachtet. Stehen Sie auf, Sie da“, fügte er, zu mir gewandt, hinzu und riß mich mit Hülfe des Gendarmen am Kragen empor. Man hielt mich an den Achseln fest; mit der Kerze zündete man mir ins Gesicht. Battisto betrachtete mich von neuem, und wiederum las ich in seinen Augen: „Du bist der Meuchelmörder, der Dieb. Trotz deiner Verkleidung habe ich dich erkannt!“

Während seine Augen mir dies jedoch sagten, sprachen seine Lippen: „Mein Herr, dies ist Pietro.“

„Der hat Sie angefallen?“

„Oh nein, mein Herr, der nicht. Er ist mein Freund . . . mein bester Freund.“

„Ich weiß es, es ist Ihr Freund. Und er ist's, der Sie beraubt hat.“

„Oh nein, mein Herr.“

„Sind Sie dessen sicher? . . . Vollständig gewiß?“

„Ja, Herr Richter.“

„Sie behaupten, daß er's nicht ist?“

„Ich bin gewiß, daß er's nicht ist.“

Lange und unschlüssig betrachtete mich der Richter. Ich war am Lager des Sterbenden wieder in die Knie gesunken und die Stirn auf dem Bettrande, schluchzte und schluchzte ich. Mein Gebahren war das des Schuldigen; ich kümmerte mich aber nicht mehr darum. Bei der geringsten Frage hätte ich alles bekannt. Doch Battisto wiederholte: „Er ist's nicht, ist's nicht“. Und ich fühlte, wie seine Hand mir sanft über den Kopf strich. Diese Liebkosung spüre ich noch. Ich spürte sie mein ganzes Leben hindurch. Und ich verstand, was der Sterbende damit beabsichtigte. Er wollte mir damit bedeuten: „Ich rette dich, weil du mein Freund gewesen bist und weil meine Güte das Grausige deiner Missetat noch vermehrt. Indem meine Hand dein Haupt berührt, bearbeitet sie dein Gehirn; meine steifen, dich liebkosenden Finger haben scharfe Nägel, gleich starken Krallen. Von nun an gehört dein Gehirn mir. Nur durch mich kannst du fortan denken; du bist mein Sklave. Ich

befreie dich aus dem Gefängnis der Menschen, weil ich selber dir als Kerker dienen will. Ich lasse dich nicht mehr los; du bist mein."

Niedergeschmettert hörte ich auf das, was diese Hand mir sagte. Ungewiß sah mich der Richter immer noch an. Endlich fragte er: „Bendi, noch einmal, ist's nicht dieser Mensch da?"

„Oh nein, mein Herr.“

„Gut.“ Und zum Landjäger gewandt: „Lassen Sie ihn frei. Und bringen Sie mir die zwei Individuen her, die am Ufer des Sees verhaftet wurden.“ Ich fühlte mich an der Schulter gerüttelt. Ich stand auf und folgte dem Polizisten. Draußen sagte er zu mir: „Sie sind frei!“

Der Himmel war klar, mit Sternen besäet. Lauer Odem entstieg der Erde. Leute gingen vorbei; ein Junge sprang mit ohrenzerreißendem Pfeifen die Straße hinunter; zwei Liebende flüsterten, eins ans andere geschmiegt, den Hecken entlang. Die Nacht glich allen andern heitern Herbstnächten. Man hätte meinen mögen, es sei nichts Außerordentliches geschehen.

Wie ich an Veytaux vorbeiging, erhob sich über dem gezackten Bergkamm der Mond im letzten Viertel. Einige Sterne erloschen; am Abhang der Hügel und auf dem bewegten Spiegel des Sees tauchten Reflexe auf. Die Gegenstände nahmen durch den Kontrast der hellern und dunklern Partien seltsame Formen an; das Dunkel ließ das Licht und dieses den Schatten schärfer hervortreten. Tausend unmerkliche Geräusche verschmolzen in in leichtes Graupeln. Es herrschte tiefe Ruhe, unendlicher, majestätischer Friede.

Ich fühlte verworren, daß das Band, das mich an die Natur knüpfte, zerrissen war. Wir konnten uns nicht mehr verstehen; wir betrachteten uns mit Mißtrauen wie zwei Fremde, die ein schmaler, tiefer Abgrund trennt. Fortan nahmen die Dinge ihren Lauf; — der Tag folgte der Nacht, der Frühling dem Winter — die Menschen lebten weiter, liebten und litten; ich, ich blieb allein, verloren in der Welt, wo ich nicht mehr zählte, verlassen, dem Willen des Toten preisgegeben.

Eine ungeheure Verzweiflung erfaßte meine Seele. Oh, leben, immer leben unter der Last meines Verbrechen, immer unter dem auf mich gehefteten Blick der dunklen Augen, unter der auf meinem Gehirn liegenden Hand! Wär's nicht besser, ein Ende zu machen, mich, den Kopf voran, ins Wasser zu stürzen, in die Ewigkeit zu taumeln und meiner Gewissensbisse los zu werden?

Und wie ich mich dem Strande zuwandte, widersetzten sich dem die Augen des Toten und ich las einen neuen Richterspruch: „Du sollst

leben," sprachen sie, „weil ich will, daß du leben und sühnen sollst. Hoffst du wirklich, durch den Tod dich freizumachen? Fehlt dir so sehr der natürliche Instinkt der Gerechtigkeit, daß du glaubst, den Zusammenhang zwischen Verbrechen und Strafe zu vernichten, indem du dein Herz stillestehen lässest? Bist du so sehr der Vernunft beraubt, dir einzubilden, es hänge von dir ab, gestraft oder nicht gestraft zu werden? Siehst du denn nicht ein, daß der Tod schlimmer für dich ist, als das Leben, weil du nicht weißt, welche Strafe deiner im unbekanntem Grabe harret, während du weißt, daß dem menschlichen Leiden Ziel und Grenzen gesetzt sind.

Erschrocken flüchtete ich mich über die Felder. Und wie ich den Fuß wieder auf die Straße setzte, erkannte ich von weitem die Stätte. . . .

Ich ging darauf zu; ich bückte mich über den blutigen Flecken im Straßenstaub; ich suchte im Graben die Stelle, wo das Blut meines Opfers geflossen war. Und ich warf mich auf die Knie, um zu Gott zu schreien, den ich seit meiner Kindheit nicht mehr angerufen hatte. Ehemals betete ich, betete gerne, wenn die Mutter mich Sonntags zur Messe führte und wir uns in der armseligen Dorfkirche unter die knieende Menge mischten. Gott hörte mich. Wie etwas ganz Natürliches legte ich ihm die Wünsche und die Kummernisse meiner offenen Seele dar. Er erhörte und tröstete mich. Größer werdend, lernte ich, ohne ihn auszukommen und leise zu lächeln, wenn ich an einer Kirche vorbeiging, wie ein Greis beim Anblick einer Kinderklapper lächelt, an der er sich in der Wiege belustigt und die er später unter das Gerümpel geworfen hat. Jetzt dürstete ich danach, diesen Gott vergangener Tage wiederzufinden. Ich erflachte Vergebung, Trost; ich schrie zu ihm, er möchte mich leiten und führen, mich von Gewissensbissen befreien, oder mir allerwenigstens ein Mittel zeigen, mein Verbrechen zu sühnen. Allein ich sah nichts als Bäume, einen schmalen Graben, eine weiße Straße . . . es war kein Gott mehr da. Und bestürzt stand ich auf und begriff, daß ich fortan zum Leben und Sterben allein sei mit dem Toten und daß ich nie mehr einen andern Freund, einen andern Gefährten, einen andern Gebieter haben werde, als diese krummen Finger, die mir das Gehirn zusammendrückten und diese Augen, die mir die Seele durchwühlten.

Das begab sich am 15. Oktober 1880. Ich zählte kaum einundzwanzig Jahre, als diese Marter begann, die vielleicht mit meinem Leben endet.

Am Tage nachher nahm ich meine gewohnte Arbeit wieder auf. Während mehrerer Tage nährte die Unterhaltung auf dem Bauplatz mein Entsetzen. Bendi war unmittelbar, nachdem er meine Freilassung be-

wirkt, in den Armen seiner Frau gestorben. Man bedauerte mich wegen meiner Freundschaft für ihn, und mein Schweigen galt als Beweis eines betrübten und treuen Herzens. Zwei Fuhrleute, die nicht genau nachweisen konnten, wie sie ihre Zeit verbracht hatten, wurden die ganze Woche eingekerkert, aber mangels an Beweisen nach dieser Frist wieder freigegeben, und die Angelegenheit, welche die ganze Gegend in Aufruhr gebracht, mußte dem Interesse für eine Nationalratswahl und dem sensationellen Falliment einer Bank in Montreux weichen. Meine Kameraden selbst sprachen weniger und weniger davon und als Gina Bendi Villeneuve verließ, war's zu Ende; das Verbrechen ward völlig vergessen.

An einem trübseligen Novemberabend packte die Unglückliche ihre Habseligkeiten zusammen. Mit ihrem Kindlein kehrte sie zu ihren Eltern nach Italien zurück. Ihre Augen und Wangen waren hohl; der Kleine hatte seit des Vaters Tod die Farbe verloren und weinte unaufhörlich, Tag und Nacht.

„Armer Liebling“, sagte Gina, „du verstehst die Dinge schon.“ Die Nachbarn aber meinten, das Kind schreie, weil es Hunger leide und weil die vom Gram verzehrte Mutter das arme Wesen nicht mehr nähren könne, wie in frühern glücklichen Tagen.

Wie ich von der Arbeit heimkam, bat sie mich, ihr dürftiges Mobilier hinunterschaffen zu helfen. „Ist's Ihnen lästig, dies noch für mich zu tun, Pietro?“ fragte sie.

Der Auszug war schnell bewerkstelligt. Sie schluchzte; das Kind schrie; ich war von Gewissensbissen verzehrt. Wir luden alles auf ein Wägelchen und fuhren dem Bahnhof zu. Auf den Zug wartend, bat sie mich, das Kind zu halten, derweil sie ihr Billet für Brig löse. „In Brig nehme ich die Post über den Simplon,“ erklärte sie. Sie legte mir die laue, leichte Bürde auf den Arm und entfernte sich. Da hörte der Kleine plötzlich zu schreien auf und öffnete die Augen.

Ich begann an allen Gliedern zu zittern. Er war's. Seine breite Stirn, seine dichten, geraden Brauen, sein an den Schläfen lockiges, schwarzes Haar, sein Gesicht, seine Augen. Und als ich den Kopf wandte, zwang er mich, ihn anzusehen; denn er fing an zu lachen. Er, der nie mehr lachen wird, er begann, in meinen Armen zu lachen. Oh, niemals hätte ich geglaubt, daß die Seele eines kleinen Kindes so viel Grausamkeit in sich fassen könnte! Nachdem er gelacht, schaute mir der Kleine ernsthaft ins Gesicht und wie die väterlichen Augen, so redeten die des Kindes und sprachen deutlich: „Neuchelmörder“!

Ich stand bestürzt und stammelnd vor diesem Richter, der, ich fühlte es, unerbittlich, weil er die Unschuld war. Indes las ich in seinem Blick neben dem Abscheu vor dem Verbrechen das Mitleid mit dem Verbrecher. Das Kind dauerte mich. Es hatte ohne Zweifel die Züchtigungen von oben, wo es herkam, gesehen; es wußte, was meiner wartete, und darum hatte es Erbarmen. Mich gelüstete, es anzuflehen, auf den Knien zu bitten: Du, der du Gott noch kennst und jede Nacht die Engel, deine Brüder siehst, willst du dich nicht für mich verwenden, sie bitten, weniger streng zu sein? . . . Doch die Mutter kam zurück und plötzlich erschien der Zug mit seinen angezündeten Lichtern im Dämmer der beginnenden Nacht unter der Brücke.

Gina nahm das Kind und dankte mir mit traurigem Lächeln. Und wie in den Augen Battistos, wie in denen des Kleinen, las ich in den Augensternen der Mutter das schreckliche Urteil. Sie wußte es mithin auch? Mein Gott! Sie war also ebenfalls in dem Komplott, das für immerdar aus mir einen Verfluchten machte! Sie wußte es? Aber weshalb liefert sie mich denn nicht den Gendarmen aus?

„Auf Wiedersehen, Pietro!“ sagte sie weinend zu mir. „Sie waren immer sehr gut gegen meinen armen Mann. Das hat Ihnen sehr wehe getan; ich sah es . . . Ich . . . mit mir ist's jetzt zu Ende . . . Dank! Addio!“

Und das Kind gegen mich hochhaltend, setzte sie hinzu: „Du siehst, Tista, das ist ein Freund deines armen Papas. Küsse ihn.“

Meine Lippen berührten die Stirn seines Sohnes. Allein mein Gesicht erschreckte ihn. Er fing aus Leibeskräften zu schreien an: „Judas! Meuchelmörder!“

Alles schaute zu; es war unmöglich, daß es einer nicht vernahm. Ich lehnte mich an die Mauer in der Erwartung, daß man mich packen und mir die Handschellen anlegen würde. Doch niemand kam näher. Der Zug dampfte ab; ich blieb allein auf dem Quai. Da lief ich zum Bahnhofsvorstand, schüttelte ihn derb an der Schulter und schrie ihm ins Gesicht: „Haben Sie's denn nicht gehört?“

„Was?“

„Das Kind.“

„Welches Kind? Ach, dasjenige, das Sie vorhin trugen? Je nun, was denn?“

„Was es gesagt hat?“

„Na, da!“ sprach der Bahnhofsvorstand. „Sie langweilen mich. Lassen Sie mich in Ruhe!“

Der Zug verschwand gegen das Rhonethal zu. Die rote Laterne hinten wurde kleiner und kleiner und verlor sich in der Nacht.

Es war somit abgemacht, sie wollten mich nicht verhaften? Warum denn, da alle es doch wußten? Jählings begriff ich's: Weil sie Battistos Willen respektirten. Battisto wollte mich nicht den irdischen Richtern ausliefern; er wollte mich — hatte er mir dies nicht gesagt? — behalten als Sklaven seiner Leiche. Er wußte wohl, daß diese Strafe tausendmal schrecklicher als alle Strafen der Menschen und daß meine Sklaverei eine härtere war, als die in der engsten Zelle.

Ich ergab mich darein, die schwere Fessel meines Verbrechens durch das ganze Leben zu schleppen; ich verpflichtete mich Battisto gegenüber, dankbar zu leiden und ihm in allen Dingen zu gehorchen. In dieser Nacht ging's zum erstenmal ohne Alpdrücken und kalten Schweiß ab; ich hatte einen Entschluß gefaßt, den nichts zu beugen imstande war, weil er nicht von mir selbst herrührte: Battistos Seele hatte mir ihre Befehle diktiert. Folgenden Tages kehrte ich nach der Arbeit an den von Gott verfluchten Platz zurück: ich fand mühelos die Stelle, wo das Geld vergraben lag und nähte die Banknoten in mein Westenfutter ein.

Meine Anstellung in Montreux lief Ende des Monats ab. Bis dahin rundeten sich meine dreihundert Franken in der Sparkasse; ich legte nun statt zwölf jede Woche vierundzwanzig Franken ein; denn ich trank keinen Wein mehr, rauchte nicht und aß kein Fleisch. Das war eine von Battistos Vorschriften, denen ich mich mein ganzes Leben hindurch unterzog. Bei der Arbeit fuhr ich manchmal zufällig mit der Hand nach der Hüfte und spürte durch den Stoff hindurch das Paket Banknoten. Dann nahm mein Gesicht einen wilden Ausdruck an; und beim Vorbeigehen sagten die Kameraden öfters: „Bendis Tod hat ihm sehr zugesetzt.“ Ich antwortete nicht. Das war eine Grausamkeit ihrerseits, die ich ertragen mußte. Sie hatten ebensogut das Recht, mich zu quälen, da sie ja die Wahrheit wußten.

Am ersten Dezember verließ ich Montreux und reiste allein, fast heimlich nach Italien. In weniger als vierzehn Tagen fand ich in Turin was ich brauchte: einen Bauplatz als Unternehmer, den ich vom bisherigen Besitzer zum Preise von achtzehntausend Franken, mit Material, Schiff und Geschirr, samt Kundschaft erstand. In diesem Beruf — den Battisto mir vorschrieb — erwarb ich mein gegenwärtiges Vermögen.

Was mir von den fünfhundertfünfzig Franken, nachdem die Reisekosten bezahlt waren, übrig blieb, die ich aus der Schweiz rechtmäßig mitnahm, das verschenkte ich, in Turin angelangt, an Bettler. Es steht somit fest, daß ich bloß das Battisto gestohlene Kapital im Geschäft an-



legte. Die dreiundzwanzigtausend Franken gehörten Bendi oder seinem Erben, mein jetziges Vermögen, das nur das Produkt davon, gehört gänzlich seinem Sohne. Sein Sohn lebt. Er ist Maurergeselle, wie sein Vater und befindet sich gegenwärtig als Mörtelträger beim Unternehmer Bartholo im Granci-Viertel in Lausanne.

Ich vermache heute dem Sohne, was ich vor siebzehn Jahren dem Vater geraubt, und wenn er sich wundert, daß ich sein Gut so lange zurückbehielt, so lautet meine Antwort, daß ich auch darin Battisto gehorsam war. Für meinen persönlichen Unterhalt verwandte ich bloß das unumgänglich Notwendige; durch die Prüfung meiner Bücher wird man ersehen, daß ich per Tag nie mehr als einen Franken für meinen Unterhalt ausgab und die Kosten meiner Wohnung schlug ich durch Untermieten heraus. Ich denke nicht, daß diese Wiedererstattung irgend welche gesetzliche Opposition erfährt. Besteht der geringste Zweifel, so kann man mit Leichtigkeit aus den Akten der Polizei von Montreux die Wahrheit meiner Erzählung konstatieren.

Ganz besonders stelle ich die Tatsache fest, daß ich gar nichts zu eigen besitze. Sollte also nach meinem Tode irgend jemand etwelche Verwandtschaftsrechte geltend machen wollen, um mein Erbe ganz oder teilweise zu beanspruchen, so soll er nichts bekommen. Alles gehört dem Sohne Battisto Bendis; und selbst der Staat hat kein Anrecht auf diesen direkten Nachlaß.

Geschrieben und unterzeichnet, im vollen Besitz meiner Geisteskräfte, von mir, Pietro Casada, in meiner Wohnung an der Vialasträße in Turin, am 20. Dezember 1897. (Ende.)

---

## Johanna Spyri.

---

Die ebenso klug beobachtenden als mild eindringenden, vor allem aber grundgütigen Augen der zürcherischen Jugendschriftstellerin Johanna Spyri haben sich am 7. Juli für immer geschlossen. Im Jahre 1827 als eine Tochter der hochbegabten Dichterin Meta Heusser in Hirzel geboren, verheiratete sie sich mit Prokurator Bernhard Spyri, dem Redakteur der „Eidgenössischen Zeitung“ und spätem Stadtschreiber von Zürich, mit dem sie bis zu dessen Tode, 1884, in überaus glücklicher Ehe lebte. Religiös erzogen, war sie eine Persönlichkeit von seltener Schlichtheit und in sich gefestigtem Charakter, was sich in ihren Werken in erfreulichster Weise ausprägt. Sie entbehren der Süße und Schönfärberei, mit der so viele deutsche Schriftstellerinnen unsern Kindern die